

Süße Verführung Rampenlicht

Wolfgang Becker zeigt in seinem letzten Film »Der Held vom Bahnhof Friedrichstraße«, dass das Ostklischee nicht totzukriegen ist

Eine Frage der Potenz

Das Berliner Musiktheaterkollektiv Nico and the Navigators hat sich Heiner Müllers »Quartett« vorgenommen

ERIK ZIELKE

»Zeitraum: Salon vor der Französischen Revolution / Bunker nach dem dritten Weltkrieg.« Diese Anweisung hat Heiner Müller seinem Stück »Quartett« nach Choderlos de Laclos' Roman »Gefährliche Liebschaften« vorangestellt. Es ist ein Zwei-Personen-Drama zwischen den Liebenden Marquise de Merteuil und Vicomte de Valmont. Liebende? Ehemals Liebende, wenn überhaupt. Denn Liebe muss eigentlich heißen: Sex. Und die beiden tragen ihren Kampf mit scharfen Worten aus. Rücksichtslos, brutal, mit Lust an der Verletzung.

Wohin führt das sadistische Spiel an diesem Abend im Berliner Radialsystem? Nicola Hümpel, der regieführende Kopf hinter der Musiktheaterkompanie Nico and the Navigators, hat den Stoff mit verschiedenen Mitteln potenziert und nennt ihn deshalb »Quartett zum Quadrat«.

Während Annedore Kleist und Martin Clausen sich schauspielerisch des Müller'schen Textes annehmen, vertonen Martin Buczko und Yui Kawaguchi (sehr eindrucksvoll!) das Geschehen. Das Kuss Quartett bringt zudem Streicherwerke von Leoš Janáček zu Gehör, die das Ganze musikalisch illustrieren sollen.

Leider ist diese – mehrfache – Verdopplung wenig hilfreich, tritt sie doch, mit verschiedenen Mitteln, auf der Stelle. Die Künste treten nicht in Konfrontation miteinander, sondern verhandeln sie nur inhaltlich. Das ist eine versenkete Möglichkeit und kostet das Publikum letztlich viel Zeit.

Potenziiert wird aber noch auf einer anderen Ebene: Ausgehend von John Henry Peppers Erfindung aus dem vorletzten Jahrhundert, bei der durch einen schräg aufgestellten, halbttransparenten Spiegel die Illusion geschaffen wird, ein gespiegelter Körper stünde unmittelbar im Raum, steht auf der Bühne des Radialsystems eine übergroße entsprechende Vorrichtung.

Die Darsteller werden beim Spiel live gefilmt und so sind eindrucksvolle Mehrfachprojektionen zu sehen. Hümpel zeigt nicht nur den lustvollen Sadismus der Figuren, sondern auch die Lust am Zusehen und am Verbreiten der Grausamkeit. Das ist eine überzeugende Idee, nur trägt sie kaum über eine Szene, gewiss nicht über einen ganzen Theaterabend.

Vieles scheint in dieser Inszenierung gut gemeint und vielleicht sogar gut gedacht zu sein, aber es löst sich nicht ein. Die Idee der Quadratur nimmt sich auf der Bühne so papieren aus, wie sie klingt. Das Kostümbild lebt von Klischees allein, und das ist doch zu wenig. Von einem dritten Weltkrieg ist hier nichts zu ahnen. Dabei taucht der in den Alpträumen vieler Menschen häufiger auf, als es vor ein paar Jahren nur denkbar war.

MEMO DES TAGES

»Der Rest ist Verdauung.«

Aus: »Quartett« von Heiner Müller



Alles irgendwie schon mal dagewesen.

FRANK SCHIRRMESTER

Hätte nicht Wolfgang Becker den Film gemacht, wäre »Der Held vom Bahnhof Friedrichstraße« wohl vom Rezensenten übergangen worden. Bereits der Titel klingt schließlich wie eine dieser DDR-Schmonzetten, in denen finstere Stasi-Schergen durch graue Straßen schleichen und mutige Bürger terrorisieren, die nichts anderes wollen als »Freiheit«. Merke: Freiheit gibt es nicht zum Nulltarif – wie rein zufällig auch ein aktueller Werbeslogan der Bundeswehr lautet. »Das Leben der Anderen« hat 2006 die bis heute gültigen Maßstäbe für dieses Genre gesetzt. Die gleichnamige Buchvorlage stammt von Maxim Leo, der 2010 mit »Haltet euer Herz bereit« seine ostdeutsche Familiengeschichte literarisch tiefgründig verarbeitete, seitdem aber eher leichte Kost fabriziert.

Nun ist Wolfgang Becker freilich nicht irgendwer, sondern der Autor und Regisseur solch im kollektiven Gedächtnis haften geliebter Filme wie »Das Leben ist eine Baustelle« (1997) und vor allem »Good Bye, Lenin!« von 2003. Während er in ersterem kongenial die Post-Wende-Depression im wiedervereinigten Berlin beschrieb, war »Good Bye, Lenin!« mit über sechs Millionen Besuchern allein in Deutschland ein regelrechter Meilenstein der DDR-Bewältigung im Kino. Mit seiner empathischen, in Ost und West gleichermaßen geliebten, auch international enorm erfolgreichen Geschichte einer systemtreuen Lehrerin, die Ende 1989 ins Koma fällt, den Mauerfall verschläft und nach ihrem Erwachen von ihrem Sohn aus Gründen der Schonung in der Illusion gehalten wird, sie lebe nach wie vor in der alten DDR, gelang Becker der seltene Spagat der Versöhnung von Arthouse-Kino mit einem Massenpublikum.

Der Ende 2024 verstorbene Becker hat als Regisseur überhaupt nur eine Handvoll Spielfilme hinterlassen; er war bekannt dafür, auf Qualität statt Quantität zu setzen und sich viel Zeit für die Entwicklung seiner Projekte zu nehmen. Mit seinem vorletzten Film »Ich und Kaminski« konnte er allerdings nicht an alte Erfolge anknüpfen. Ob es mit »Der Held vom Bahnhof Friedrichstraße« klappt? Es überwiegen Zwei-

fel. Vom Verleih angekündigt als »herzenswarmer Komödie« und »vergnügendes Lehrstück«, erwartet den Zuschauer eine recht simple Geschichte mit all den Versatzstücken, welche die tradierte deutsche Komödie so aufzubieten hat. Da ist der titelgebende Held Micha, gespielt von Charly Hübner, Inhaber der letzten Videothek im Prenzlauer Berg. Die Zeiten sind über ihn hinweggegangen, mühsam hält er sich über Wasser und kämpft gegen das drohende Dasein als Versager an. Sein »bigger than life«-Moment kommt in Gestalt eines karikaturhaft sensationsgierigen Reporters eines Nachrichtenmagazins – auch das spätestens seit »Schtouk« (Helmut Dietl, 1992) ein Stereotyp aus der Rumpelkammer des Films. Anlässlich des 30. Mauerfalljubiläums konfrontiert der Journalist (Leon Ullrich) den Helden in spe mit der vermeintlichen Tatsache, dieser sei als ehemaliger Reichsbahner dank einer absichtlich falsch gestellten Weiche DDDR der größten Massenflucht aus der DDR und damit ein Held gewesen.

Micha weiß selbst am besten, dass an der Geschichte fast nichts stimmt, aber die süße Verführung des Rampenlichts (und des Geldes) ist stärker als die Vernunft, und so wird er zum Hochstapler (fast) wider Willen, inklusive Talkshowauftritt, Dinner beim Bundespräsidenten, Werbevertrag und als Höhepunkt gar einer Rede vor dem Bundestag, die dann aber doch nicht stattfindet.

Eine Frau kommt ins Spiel (Christiane Paul), und um sie zu gewinnen, wird der Held am Ende über sich hinauswachsen und das Geflecht aus Lügen und Halbwahrheiten wieder zurechtrücken. Das Ganze ist so vorhersehbar wie klischeehaft, wenn auch gekonnt inszeniert. Die Pointen sind wohl platziert, und doch will die Chose nicht so recht zünden. Das liegt keineswegs an der durchweg überragenden Besetzung. Neben dem »Helden« Charly Hübner als Verkörperung von Bodenständigkeit hat Becker die Schauspieler all seiner Filme noch einmal um sich versammelt; Jürgen Vogel und Christiane Paul ebenso wie Daniel Brühl und andere. Die Lieblingsfigur des Rezensenten ist allerdings Thorsten Merten als verbitterter und vollbärtiger Bürgerrechtler Harald Wischniewsky, der nicht mit ansehen will, wie ein dahergelaufener »Held« all die Lorbeeren erntet, die er in jahrzehntelan-

ger Kleinarbeit gesät hat. Um das zu verhindern, verbündet er sich gar mit dem Teufel in Gestalt des ehemaligen Stasi-Offiziers, der ihn einst überwacht hat (Peter Kurth).

Natürlich muss sich ein Film wie »Der Held vom Bahnhof Friedrichstraße« auch daran messen lassen, wie mit der Erinnerung an die DDR umgegangen wird. Die Empfindlichkeiten sind nach wie vor groß, und es lässt sich gar nicht genug würdigen, dass die Debatte in den letzten Jahren so zahlreiche neue (auch filmische) Impulse erhalten hat und ein breit angelegter Diskurs die Umbrücherfahrungen der Menschen neu bewertet und von tradierten Klischees und Vorurteilen befreit. Hierzu hat der Film leider wenig beigetragen; repetiert werden die alten Abziehbilder und Stereotypen. Sätze wie der des Journalisten zum »Helden« in Vorbereitung auf den Talkshowauftritt: »Erzählen Sie vom Kindergarten; Sie mussten doch bestimmt immer Panzer malen und russische Lieder singen«, könnte man mit etwas gutem Willen als Ironie deuten. Aber für eine wirklich ironische Brechung der alten westdeutsch konnotierten Denkschemata fehlt wiederum die satirische Überspitzung, sodass der Eindruck haften bleibt, dass hier dem Publikum das alte ungebrochene Lied von der DDR als finsterer Hort des Bösen angeboten wird. Da kann auch ein Kurzauftritt von Katarina Witt nichts retten.

Wolfgang Becker ist kurz nach den Dreharbeiten gestorben, fertiggestellt haben den Film seine Kollegen von X-Filme, der einst legendären Produktionsfirma, die er selbst 1994 mit Tom Tykwer und Dani Levy gegründet hat. Beckers Gespür für Montage und genaues Timing scheint dabei auf der Strecke gelassen zu sein. Der Rhythmus des Films stimmt nicht, die Geschichte wirkt zu überladen, manche Handlungsstränge wie die zarte Liebesgeschichte zwischen dem »Helden« und Christiane Paul sind quälend überstrapaziert. Trotz unterhaltsamer Passagen und pointierter Dialoge ergeben die Einzelteile nicht das große Ganze, das Becker wohl im Sinn gehabt hat, aber nicht mehr selbst vollenden konnte.

»Der Held vom Bahnhof Friedrichstraße«: Deutschland 2025. Regie: Wolfgang Becker. Mit: Charly Hübner, Christiane Paul, Leonie Benesch. 112 Minuten. Start: 11. Dezember.